

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

27.5.1923 (No. 21)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 21



27. Mai 1923

Fritz Walter Henrich / Zu Ludwig Tiecks 150. Geburtstag
(31. Mai).

Ludwig Tiecks Gestalt erhebt sich aus dem Bereich der durch ihren frühen Tod in vorklärtem Glanze erscheinenden frühromantischen Dichter und Schriftsteller. Er überlebt dank einer beneidenswert widerstandsfähigen Natur die ganze Zeit der Romantik. Nicht eine einmalige, geniale Kraft verschafft ihm die Stellung, die ihm in der deutschen Literatur zukommt; die Vielgestaltigkeit seiner Bildung und die Anpassungsfähigkeit seines wandelbaren Temperaments verhalten ihm dazu.

Als Student lernt Tied die Geisteswelt des deutschen Mittelalters kennen, deren romantisches Wesen ihn voll und ganz befüllt. Stimmungen und Lebensatmosphäre, die in Goethes *Willy angetastet*, im *Don Karlos* durch Marquis Posas leidenschaftliches Temperament vertreten und in der Jungfrau von Orleans und in Goethes *Faust* zum Hintergrund verarbeitet sind, haben in der stillen, feinen Natur Badenobers einen zur Weltanschauung ausgebaute Niederschlag gefunden.

Der unruhige Jüngling wird erfasst von den einschmeichelnden, lebensbehafteten Melodien der katholischen Konfession. Schon 1790 wirkt Musik auf ihn wie eine Offenbarung. Er ist von der ersten Aufführung des *Don Juan* von Mozart aufs höchste entzückt. 1802 verfaßt er Gedichte über Musik und schreibt 1822 seine geistreiche Novelle „Musikalische Leiden und Freuden“. Sieben Jahre vor der ersten Veranstaltung der *Matthäuspassion* von Bach erkennt er deren Größe und vergleicht seine Werke mit den altdeutschen, tiefinnigen Mäusern, „wo Bier, Liebe und Ernst, das Mannigfaltige und Melzende in der Erhabenheit uns am fählichsten das Bild ewiger und unerschöpflicher Kräfte vergegenwärtigt“, während ihm Beethoven zu unruhig wirkt; denn „er läßt selten einen Gedanken zu unserer Freude auswachien“.

Ganz in romantischem Sinn, der das Leben zum Kunstwerk erheben will, verallgemeinert er seine Anschauung zu dem Schluß: „Unsre Bildung kann und soll nur eine Modifikation einer und derselben Kraft, einer und derselben Wahrheit sein, kein unruhiger Austausch und Wechsel und kein hungerndes Verlangen nach Neuem und Unerhörtem, welches doch niemals befriedigend gesättigt werden kann“.

Goethe sagt über Tiecks Roman *Wanderungen Franz Sternbalds*, die erste bedeutende Nachahmung des Wilhelm Meister: „Man könnte es so eigentlich musikalische Wanderungen nennen wegen der vielen musikalischen Empfindungen und Anregungen“.

Schiller nennt Tied „wohl, dürftig und fragenhaft“. Grillparzer hat für ihn nur die Bezeichnung: „schlechter Farbenreifer“.

Wir müssen ihn aus seinem Innern verstehen, das er uns im Sternbald offen darlegt: „Meine innerlichen Bilder vermehren sich bei jedem Schritte, jeder Baum, jede Landschaft, jeder Wandersmann, Aufgang der Sonne und Untergang, die Kirche, die ich besuche, jeder Gesang, den ich höre, alles wirkt mit quälender und schöner Geschäftigkeit in meinem Busen, und bald möchte ich Begebenheiten in Landschaften, bald heilige Geschichten, bald einzelne Gestalten darstellen; die Farben genü-

gen mir nun nicht mehr, die Abwechslung ist mir nicht mannigfaltig genug, ich fühle das Edle in den Werken anderer Meister, aber mein Gemüt ist nunmehr so verwirrt, daß ich mich durchaus nicht unterziehen darf, selber an die Arbeit zu gehen.“

Infolge dieser Zügellosigkeit ist der Sternbald ein Bruchstück geblieben, eine willkürliche Aneinanderreihung von Bildern und Gesprächen, die aber getragen sind von geistreicher Feinheit und leuchtendem Tiefinn.

Unter den Romantikern erkennt zunächst Karoline Schlegel das Verflattern und die Verwirrenheit als einen Fehler des Sternbald, in dem die Menschen nicht Vertreter einer nach allen Richtungen ausgestalteten, plastisch wiedergegebenen Weltanschauung sind, sondern nur musikalisch aufklingende und wiederverrauschende, spurlos untertauchende Träger der Stimmungen und Nachdenklichkeiten des Dichters. Dramatische, handlungsbestimmende Gegenfährlichkeit, die in *Forestan*, dem leichtsinnigen Weltbummler, dem Vorbild zu Eichendorffs *Taugenichts*, der um der Abenteuer wegen sorglos durchs Leben wandert, und *Rudolfo*, dem schwerhütigen, melancholischen, eigenwilligen, von einer unheimlichen Macht getriebenen Erdenpilger besteht, bleibt unausgenutzt. Alle Novellen Tiecks, wie er seine späteren Schriften nennt, leiden an diesem Fehler. Nur eine der letzten, „Der Aufruhr in den Ervennen“, die stark beeinflusst ist von Walter Scott, zeigt lebendige Handlung. Sie ist unvollendet geblieben.

Der Sternbald bestimmte Ludwig Tiecks Schicksal als Schriftsteller. Wilhelm Schlegel rühmt ihn 1808 in seinen *Berliner Vorlesungen* und nennt den Verfasser „einen Dichter im eigentlichen Sinne, einen höchstenden Dichter“. So kam es, daß Tied bald in den Berliner Gesellschaftskreisen ersten Ranges als der bedeutendste Dichter Deutschlands gefeiert wurde und dort zwei Jahrzehnte lang die erste Stellung einnahm.

Sein Temperament ist ein phantastischer Wechsel zwischen Will und Verstand und Sehnsucht und Gemüt. Daher gelangte er wohl oft auf den meeresstiefen Perlgrund des deutschen Seelenbewußtseins, in seinen Märchen „Der blonde Elbert“, „Der Rannenberg“, „Die Elfen“, „Der Potal“ und „Die Freunde“, bringt aber nie eine Neuschöpfung in vollendeter Form zustande. Aber seine Hinwendung zum Märchen setzt mit der verdienstvollen, von Wilhelm Grimm belobten Herausgabe der „*Schildbürger*“ und deutscher Volksbücher im Jahre 1796 ein, die zusammen mit der Veröffentlichung der „*Minnesänger*“ ihm für alle Zeiten anerkannt werden muß.

Die und da zeigt uns Ludwig Tied ein tiefes Aufgewühlte der Seele; aber es bleibt beim Einblick in eine jähe Klüft seines empfindungszerzerrten Innern, wenn er äußert: „O, unmächtige Kunst, wie lallend und kindisch sind deine Töne gegen den vollen, harmonischen Orgelgesang, der aus den innersten Tiefen, aus Berg und Tal, aus Wald und Stromesglanz in schwellenden, steigenden Akkorden aufquillt. Ich höre, ich vernehme, wie der ewige Weltgeist mit meisternden Fingern die furchtbare Harfe mit allen ihren Klängen greift, wie die mannigfaltigsten Gebilde sich seinem Spiel erzeugen und umher

und über die ganze Natur sich mit grünen Flügeln ausbreiten. Die unsterbliche Melodie jauchzt, jubelt und strömt über mich hinweg, zu Boden geworfen, schwindelt mein Blick und starren meine Sinne. Die Hieroglyphe, die das Höchste, die Gott bezeichnet, liegt da vor mir in tätiger Wirksamkeit, in Arbeit, sich selber aufzulösen und auszusprechen, ich fühle die Bewegung, das Rätsel im Begriff, zu schwinden — und fühle meine Menschheit."

Die Menschen der Märchen Ludwig Tiecks gehen am Grauen des Waldes zugrunde. Motive zu E. T. A. Hoffmann und heute zu Meyrink liegen im Schoß ihrer spukhaften Phantastik verborgen. Die Volksschichtzäne aus Webers Freischütz, Nachklang von Goethes Faust, gehören in diese Welt.

Tiecks scharfer Verstand bricht den kindlichen Glauben an die Macht der Romantik. Das Mystische wird ihm zur Spielerei. Die Sehnsucht wird verdrängt durch Ironie, die Stimmung zerrissen durch geistreichen Humor. Aus dieser Anlage stammt die Bearbeitung des Märchens „Der gestiefelte Kater“, aus dem Tieck eine Literaturkomödie im Sinne des Aristophanes und Molières geschaffen hat, das Vorbild für Platens Werke dieser Art.

Das Vorbild dazu erhielt Tieck aus seiner Beschäftigung mit Schafeweare, der ihn schon in seiner Jugend zu der kleinen anakreontisch-liebreizenden Dichtung „Die Sommernacht“ veranlaßt hatte und dessen Uebersetzung er einen beträchtlichen Teil seiner Arbeitskraft widmete. Den Anlaß zur Schaffung einer Komödie, die gegen Jffland und Kockebues rührerliche Stücke und Werners Schicksalsdrama gerichtet ist, gab 1800 das Preisanschreiben von Goethe und Schiller, das ein „Intrigenstück ohne Nührung“ verlangte. Den Preis erhielt Heinrich von

Kleist mit seinem „Zerbrochenen Krug“. Aber Tiecks dramatische Märchen waren ein Vorbild für Grabbes „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“. Heute sind sie vergessen. Den „Gestiefelten Kater“ hat das Heidelberger Stadttheater im Jahre 1921 zur Uraufführung gebracht und damit einen beachtenswerten literar. und theatergeschichtlichen Erfolg erzielt. D. Schriftl.) Ludwig Tieck hielt sein Drama „Leben und Tod der heiligen Genoveva“ für sein Lebenswerk. Heute hat dieses Stück nur noch seine Bedeutung dadurch, daß es Hebbel den Stoff zu seinem eigenen Werk bot.

So ist Ludwig Tieck überall nur Vermittler und als solcher in der deutschen Literatur unvergessen. Er gab als erster Kleists „Hermannschlacht“ und „Prinz von Homburg“ heraus und nahm sich auch der Werke von Benz und Maler-Müller an, so sehr entgegen sein romantisches, Beschaulichkeit suchendes Innere dem Aufgereagten der Stürmer und Dränger war. Seine seelische Sehnsucht war die Stille und Andacht, sein Temperament ließ ihn aber immer wieder die Klüfte des Lebens und der Welt empfinden. Er war eben kein reiner, ganz von einer Idee und eigenmächtigem Gestaltungswillen durchdrungener Dichter, sondern ein vielgebildeter, empfindungsfähiger Mensch und ein gewandter, dem Geschmack seiner Zeit entsprechende Schriftsteller. Es ist dabei kein Wunder, daß kein Lied und kein Gedicht von ihm zu lebendigem Leben gekommen ist. (Es seien denn die immer wieder zitierten Verse von der „mondbeglänzten Zauberinacht“. D. Schriftl.) Die Freundschaft mit Hardenberg ist nur ein Nachklang des Verhältnisses zu Wackenroder. Er vermittelt ihm die Welt des Mittelalters, veranlaßt den „Heinrich von Ofterdingen“. Das ist alles. Hardenberg selbst wirkt nicht zurück auf Ludwig Tieck, den großen Schriftsteller.

Alt-Karlsruher Briefe K. A. v. Killingers an L. Tieck.

Mitgeteilt von Walter Bults.

In Nr. 36, 1922 der Wochenschrift „Die Pyramide“, ist ein Brief von Christoph Vorholz an denselben obengenannten Adressaten, Ludwig Tieck, mitgeteilt worden. Die Feststellung des Absenders und Datum wurde durch eine Stelle in den Briefen des Freiherrn K. A. v. Killinger an Tieck ermöglicht, die nun auch für sich selber auf einige Anteilnahme wohl das Recht haben, als Zeugnisse eines, wenn auch zeitlich und persönlich engbegrenzten Stückes aus dem vergangenen geistigen Leben unserer Stadt. Ueber die literarische Tätigkeit v. Killingers ist damals berichtet worden, so bleibt heute nur mehr einiges über seinen Lebenslauf der Mitteilung seiner Briefe vorauszuschicken.

v. Killinger ward im Jahre 1802 zu Heilbronn geboren als Sohn eines Offiziers, der als badiischer Major und Adjutant des Großherzogs im Jahre 1809 bei der Belagerung der Festung Raab in Ungarn durch napoleonische Truppen, denen das Kontingent Badens zugeordnet war, fiel. Der Sohn studierte in Heidelberg die Rechte, machte die Staatsprüfung, zog sich aber nach kurzer Tätigkeit in Staatsdiensten zurück (1825) und lebte fortan in Karlsruhe, das er nicht mehr verließ, in der seiner Neigung entsprechenden wissenschaftlichen und literarischen Tätigkeit, der in Deutschland wie in England, wo er zumeist durch Aufsätze in der Londoner Zeitschrift „Mithras“ bekannt ward, die verdiente Anerkennung zuteil wurde. Im Jahre 1868 ist v. Killinger gestorben.

Seine Briefe an Tieck verteilen sich auf die Jahre 1837 bis 1847; ihre zweite Hälfte soll der heute mitgeteilten ersten demnächst folgen. Da die Aufgabe eines Vorworts nicht sein kann, den Inhalt des Bevorworteten mit anderen Worten vorwegzunehmen, mögen sie nun selber für sich sprechen.

1.

Karlsruhe, 1. September 1837.

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe mich den ganzen Frühling und Sommer mit der Hoffnung getragen, Nachricht von Ihrem Kommen nach Baden zu erhalten, oder aufs Freudigste durch Ihre Gegenwart in Karlsruhe überrascht zu werden. Allein ich sehe und fürchte, ich werde auf Beides für dieses Jahr verzichten müssen. Muß ich glauben, daß Ihre Gesundheit so angegriffen ist, daß sie eine Reise nach Süddeutschland nicht erlaubt, oder darf ich mit dem herzlichsten Vergnügen — ein Vergnügen, dem ich selbst meinen eigensüchtigen Wunsch, Sie wieder bei uns zu sehen, gern opfere — annehmen, daß Ihr Wohlsein eine solche Auswanderung aus Ihrem freundlichen Dresden gar nicht nötig machte? Beruhigen Sie mich über jene Besorgnis oder bestätigen Sie mir diese tröstliche Vermuthung, wenn auch nur mit einer Zeile; aber bald!

Ihre kurze und eiltige, mir aber darum doch überaus werthvolle Zuschrift vom 27. März ist mir erst mehrere Wochen nach diesem Datum zugekommen; mein Unstern wollte, daß mich der Ueberbringer, Hr. v. Bernburg, den ich literarisch schon kannte

und achte und deshalb um so mehr auch persönlich kennen und lieben zu lernen gewünscht hatte, nicht zu Hause traf und ich ihn bei wiederholtem Vorprechen in seinem Casihofe ebenfalls jedesmal verfehlte.

Wenn ich nicht aufs Ueberzeugteste fühle, daß ich den Inhalt jener Zuschrift, insofern er die Verdienlichkeit der Engl. Bibl. betrifft, vielmehr Ihrem freundlichen Wohlwollen für mich, als der ernstlichen Übung Ihres allgeachteten und — verdienstfalls — gefürchteten künstlerischen Vermögens zu danken habe, so könnte ich über Ihre beifällige Neußerungen fast stolz werden; ich habe indessen die aufsteigende Hoffahrt niedergedrückt und mich an Ihrem gütigen Lobe so weit zu erfreuen und zu erstarcken mir erlaubt, daß ich neue Lust und neuen Muth zur Fortführung eines — wie ich aufrichtig gestehen will, mir Liebgewordenen — Unternehmens gewann, welches mir mancherlei Umstände zu vertheidigen geeignet sind; d a h i n gehören vor Allem: der Unfug, der mit dem Uebersetzen mehr als je getrieben wird und jedem Uebersetzer in einer Verdammung gewissermaßen eine levis notae macula anhängt; ferner: die ganz seltsame Art, mit welcher diejenigen Zeitschriften, welchen altem Herkommen nach ein Exemplar der Engl. Bibl. zur Beurtheilung zugesendet zu werden pflegt, verfahren, indem sie die Zurendung entweder gar nicht einer öffentlichen kritischen Bemerkung werthhalten oder mit einer bloßen Inhaltsaufzählung abfertigen, und dessenungeachtet, jedoch mit Verschweigung der benützten Quelle, zu Auszügen in ihre eigenen Spalten verwenden; endlich die Anzahl jener freibererischen Unterhaltungsblätter, welche ein kaum erschienenenes Heft der Engl. Bibl. auf eine Weise plündern, die in pekuniärer Beziehung einem solchen Unternehmen nur schaden muß.

Doch genug und übergenug mit solchen Beschwerden und Klagen, die ein Altmeister in der Literatur einem literarischen Neuling, der eine Lieblingsidee, und wäre sie auch nur auf so Unbedeutendes wie der Plan der Engl. Bibl. gerichtet, ungern verkümmert und aufzugeben sich genöthigt sieht, mit freundlicher Nachsicht zu gute halten wird.

Ich habe dieses Blatt so unverantwortlich in den lieben Egoismus ausschließen lassen, daß ich mir zur Ruhe, und Ihnen gewiß zur erwünschtesten Erleichterung, das Vergnügen versage, Sie noch länger anzuplaudern, und mit dem herzlichsten Wunsch für Ihr körperliches Wohlergehen und die Fortdauer Ihrer, mir sammt allen Ihren Freunden so hochschätzbaren, geistigen Schaffenslust schließe.

Ihr Sie innig verehrender

K. A. Frhr. v. Killinger
Stephanstrasse Nr. 10.

2.

Karlsruhe, 14. Januar 1842.

Verehrter Herr und Freund!

Es drängt mich, was sich in mir seit Ihrem letzten Briefen an neugestiegerten Gefühlen der Dankbarkeit, Liebe und

Berührung gesammelt hat, Ihnen in geschriebenen Worten, da mir mündliche leider unmöglich sind, auszusprechen; ich nehme dazu das neue Jahr, zu dessen Beginn ja selbst lästige Wünsche geduldig hingenommen zu werden pflegen, der Ausdruck ächter Anhänglichkeit und Hochachtung aber eben durch die Jahreswende und deren Bedeutsamkeit wie am Erlaubtesten so am Angemessensten erscheinen dürfte.

Die solche Freude, mit der ich Sie im Geiste und mit dem Herzen auf Ihren Feiertagen der Heimreise durch Heidelberg, Darmstadt u. s. f. begleitete, wird nur durch den Gedanken getrübt und gedemüthigt, daß nicht auch hier in Karlsruhe Ihnen eine gütige Aufmerksamkeit hätte dargebracht werden können. Allein Ihr kurzweiliger Aufenthalt vereitelte die kleine Festlichkeit, mit der es von einer Anzahl „bekannter und unbekannter Freunde und Schäter Tied's“ auf Sie abgesehen war, und so sind Sie denn glücklich und unbewußt mit der bloßen Nachricht in der hiesigen Zeitung weggekommen, daß Ihnen ein Festmahl bereitet werden sollte, was übrigens in der, in der Mehrzahl der Mitglieder seiner s. g. gebildeten Klassen hinsichtlich des Genusses dichterischer Schöpfungen und der begeisterten Würdigung der Dichter noch ziemlich hässlichen oder beamtlichen, „säckergebauteu Sandstadt“ ein „Ereigniß“ gewesen sein würde, da man hier wol einen neuen Bürgermeister oder Stadtdirektor oder Landtagsabgeordneten oder fürstlichen Namensstag befestmählte, einen Dichter aber noch nicht seit Serenissimus der höchstselige Markgraf Carl Wilhelm von Baden-Durlach Anno 1715 den Grundstein zu hiesiger Stadt legte. Uebrigens ist Ihnen die gedrohte Verherrlichung (kurios, daß man Poeten — diese Ambrosiaesser und Idealreichswohner — so gern durch ein Speisefest feiert und ihnen den Vorzug, statt um die Scläse, in einer Wildschweinsauce reicht) nicht geschenkt, sondern nur aufgehoben; lassen Sie sich nur wieder dieses Jahr in Baden finden! ja, hätte ich Ihnen nicht gerade zum Beginn eben dieses Jahres nur gute Wünsche darzubringen, so möchte ich fast, Sie hätten einen recht rheumatischen Winter durchzumachen, um desto gewisser wieder die „balsamischen Rüste“ und das „weiche, warme Wellenspiel“ in der von einem schriftstellernden Engländer so benannten „City of the fountains“ aufsuchen zu müssen; so aber will ich, aus der Fülle meines Herzens, Ihnen ein geistig und körperlich recht behagliches Verbringen dieser nordischen (aber nicht meiner) Lieblingsjahreszeit und noch recht viele Lenz- und Badesommer und fruchtbarer Herbst- (stehe Sie ja doch selbst erst — was auch der 31. Mai 1773 dawider aufbringen möge — im Lebensherbste und müssen uns Lesern und Feingenußkünstlern zu Lieb und Frommen, noch mehr Früchte geben so reich und so schön und so erquicklich wie Ihre letzte, aber hoffentlich nicht letzte, Ihre Südsucht, Ihre Vittoria) wünschen.

Aus den kümmerlichen und wohl auch mitunter unrichtigen Korrespondenznotizen der Zeitungen habe ich über Ihr keittheriges Befinden und Thätigsein doch manches Erfreuliche zusammengelesen, besonders über Ihren Aufenthalt in Potsdam-Berlin; die Feier, die Ihnen dort veranstaltet worden, habe ich nachbezogen, Ihre Mithwaltung um die Aufführung der „Antigone“ geachtet, den Genuß der Anschauung dieses erhabenen und erschütternden Spiels Ihnen beneidet, die Auszeichnung und Freundschaft, die Ihnen ein König bewies, über den man hier, wo man häufig entweder hitzig-übervol oder, infolge gewisser Einflüsse, österröichlich dirigirt denkt, die seltsamen und zweifelndsten Urtheile hören muß, den ich aber als einen Fürsten voll der reinsten und hellsten An- und Absichten für die allerdings nicht französisch-überreilte Forderung des Volksbesten und als einen Mann von tiefem, aber eben darum dem gewöhnlichen und oberflächlich blidenden Auge nicht breit offen gelegten Gemüthe und von reichem feinem Geiste ansehe und hoch halte, herzlich gedenkt. Verzeihen Sie mir diese, in einem freundschaftlicher Ergiehung bestimmten Briefe, vielleicht unangemessene Heroinbringung meiner Ansicht über den Herrscher Preußens; allein wie überflüssig und werthlos sie an sich auch sein mag, so hat sie doch das Verdienst, die eines Mannes zu sein, der sich einer ächten freien Gesinnung be-

wußt und unabhängig genügt ist, um nicht einen Vierbalt-Viberakismus oder den Servilismus der Kriecher und Hungerleider sich andenkeln oder anheucheln zu müssen, und zudem drängte es mich, gerade Ihnen, dem von mir so hochverehrten und hier vor so vielen zum zuständigen Urtheil Befähigten, das meinige darzulegen.

Von meinem Leben, Thun und — Lassen (denn ich Kleiner leide wie viel Größere auch an der Bequemlichkeits-Sünde) werden Sie wohl keinen Bericht verlangen und ich Ihnen wahrhaftig auch keinen geben; zwischen den Freuden und Genüssen des Familienkreises und meiner Bibliothek — den besten, die ich kenne — einerseits und the usual routine of newspaper-writing and dictionary-making und fast so vieler Theilnahme an freundschaftlichem Verkehr und öffentlichen Vergnügen, als nöthig ist, um nicht für einen Menschenfeind oder Bedanten sich ansehen lassen zu müssen, andererseits, runs the smooth course of my life, den selbst der Aerger über die immer materieller werdende, in Fabrikenwuth und Fabrikennoth sich verrennende Welt nicht zu tören vermag. Einen besondern Genuß gewährt mir allsonntäglich Abends das Lesen (versteht sich im Original) und Besprechen Shakespeares gemeinschaftlich mit dem Hofbibliothekar Genz hier, einem tüchtigen Sprachkennner, und dem Ministerialrath Zell, der Ihnen wohl noch von Ihrem letzten Stierseim in freundlichem Andenken ist, jedenfalls sich Ihnen dazu wieder empfiehlt. Wir gedenken bei diesem Shakespeare-Kränzchen oft Ihrer; allein lieber noch, als im Geiste, möchten wir Sie selbst bei uns haben zum Vorlesen, was Ihnen aber auch, sobald wir Sie wieder in Karlsruhe bekommen und festhalten können, sicherlich nicht soll erlassen werden. Ein Wunder hat Hr. M. R. Zell hier gewirkt, daß Sie ebenso erstaunen als freuen wird: Angeregt durch die ebenso eigenthümliche und schöne Idee jener Wiederaufwedung der altgriechischen Tragödie und die vielbesprochene Aufführung der sophokleischen Antigone in Potsdam hat er über beides eine Reihe freier Vorträge im hiesigen Museum gehalten, welche mit der lebhaftesten Teilnahme und stets, selbst von Seiten der zahlreich anwesenden Damenwelt, gespannter Aufmerksamkeit angehört wurden und mich und andere Freunde geistiger Anregungen und Genüsse hoffen lassen, daß letztere wenigstens neben dem Tanzen und Geigen noch ihre Stelle in jenem gesellschaftlichen Vereine erhalten und Wurzel fassend erfreuliche Blüten treiben und wohlthätige Früchte tragen werden; es war etwas Unerhörtes, Niegesehenes, Nimmererlebtes, Hunderte und Hunderte diesen Vorträgen zuziehen zu sehen, und mag schon manche der Umstand, daß sie (natürlich) umsonst gehalten wurden, gekocht oder die Mode hingeführt haben, so ist doch in Viele der Same eines bessern Geschmacks und einer reineren Genusrichtung gestreut worden und das Verdienst Hr. Zell's gewiß auch in Ihren Augen nicht unbedeutend. Doch ich merke mit Schrecken, wie ich mit untern Herrlichkeiten kleinstädtisch groß thue und breit werde, und nehme Ihre Nachsicht und Augen nur noch für ein paar erklärende Worte über die Anlage *) in Anspruch . . .

Indem ich Sie bitte, Ihren Reisebegleiterinnen den Ausdruck meiner Ehrfurcht und meiner Freude, Ihrer Bekanntschaft wenn auch leider nur kurz gewürdigt worden zu sein, darzulegen, hoffe ich, daß Sie mir — und meiner Frau, die sich Ihnen bestens empfehlen läßt — Ihre freundliche Zuneigung auch ohne schriftliches Zeichen, um das ich Sie bei Ihrer so viel in Anspruch genommenen Zeit anzugehen kaum wagen darf, immergleich bewahren und vor Allen in diesem Jahre mich, auf Ihrer Bodensahrt, mit Ihrem Besuche wieder beehren und beglücken werden.

Mit Hochachtung und Anhänglichkeit

Ihr

v. Killinger.

*) Diese, ein Brief von Chr. Vorholz an Tied, ist in der oben genannten Pyramide-Nummer mitgeteilt worden, dazu die im obigen Text im Original folgende, hier ausgelassene Stelle, wo v. Killinger über Vorholz an Tied verläßt.

Margarete Wittmers / Abseits.

Eine hohe Mauer trennte Garten und Park von der Landstraße. Blendend flimmerte das Licht des heißen Junitages auf dem hellen, grauen Sandstein der Mauer, auf dem Staub der schattenlosen Straße und auf der weiten Fläche graugrüner Roggenfelder, die, von keinem Windhauch bewegt, im Mittagsschlaf dalagen.

Dem Handwerksburschen, der da seine Straße zog, waren die Füße wund, und die Augen taten ihm weh von der grellen, unbarmherzigen Sonne. Wie wohl tat ihm da der Blick in das erfrischende Grün des Blattwerks, das in allen Schattierungen hinter der Sandsteinmauer emporragte, hervorquoll, sich drängte und zwängte. Hollunder und Jasmin fielen in dicken, dunklen Wellen, mit weißen, duftenden

Blüten wie mit Schaumkronen geschmückt, über den Mauertrand, schwärzlicher Efeu mit hellgrünen, glänzenden Sprossen rieselte herab; Klieder- und Haselnußbüsche standen stolz und aufrecht, lustig ragten die glatten, straffen Ahornblätter in die Luft, sanft und träumerisch stand die Linde; aber die Kastanien schienen ermattet zu sein von der Mittagshitze; weich und schlaff hingen ihre dunklen, gefingerten Blätter herab, zwischen denen die verwelkten, braun-gelblichen Blüten wie niedergebrannte Kerzen standen. Und ein Duft, ein schwerer, berausender Duft von Laub und Blüten und sommerlicher Fülle lag über allem und stieg langsam in die blaue, flimmernde Luft. Ein paar Schritte weiter öffnete eine schmale, gusseiserne Pforte einen erquickenden Blick in kühle, grüne

Dämmerung, wo stille, ungepflegte Nasenflächen im Schatten alter, dichtbelaubter Bäume schlummerten. — Der Wanderer, der das alles sah, fühlte sich erfrischt und fröhlich, und da ihm zudem einfiel, daß er von dieser Besichtigung an in einer kleinen halben Stunde in seinem Heimatdort sein würde, vergaß er Müdigkeit und Hunger und begann, wieder rascher ausschreitend, ein Lied zu singen, ein wehmützig-fröhliches Volkslied von Heimat und Liebe, Scheiden und Wiedersehen. Er dachte nicht daran, daß die munteren Töne über die Gartenmauer weg in den Park drangen und durch die grüne, dämmerige Wildnis bis ins Innere des Gartens schwebten. Dort flutete das Sonnenlicht wieder ungehindert über einen weichen grünen Rasenteppich, über kunstvoll angelegte Beete, über Gruppen von Ziersträuchern mit üppigen, fremdartigen Blüten, über weiße Bänke und Statuen, die aus dunklem Tannengrün hervorleuchteten; und vor allem über die fast unermessliche Fülle von Rosen, die um das stille, stolze, graue Haus blühten und dufteten. Da waren die purpurleuchtenden, die wie frische Blutstropfen von den starken, grünen Zweigen zum strahlenden Himmel emporgehoben wurden, und die schwarzroten, samteneu, wie weiche heiße Kisse; die blaugelben hingen in schweren Büscheln wie berauscht von eigener Schönheit und eigenem Duft vom Stamme nieder, und bleich und stolz in Marmorföhle stiegen die hohen weißen aus dem süßen Meer von Farbe und Duft.

Das Lied des Wanderburschen flatterte Einlaß begehrend um das stille Haus; doch das waren eingeschlafen zu sein, überwältigt von soviel Sonne, Schönheit und Duft. Die Jalousien waren herabgelassen und lagen vor den breiten Fenstern wie schwere Augenlider auf großen, müden Augen. Nur auf der Terrasse leuchtete es von glühend roten Geranien, die verschwenderisch von der Brüstung herab- und aus mächtigen Steinvasen hervorquollen. Und hier auf der Terrasse stand ein junges Mädchen. Die alte, kränkliche Frau, ihre Großtante, um die sie den ganzen Tag beschäftigt war, hatte sich für ein Stündchen zur Mittagsruhe niedergelegt, und diese

eine kurze Stunde lang konnte die junge Nichte sich selbst angehören. Sie wollte mit einem Buche in den kühlen, schattigen Park gehen, und stand nun plötzlich wie gebannt auf der Veranda still, weil das fröhliche und doch sehnsüchtige Lied ihr Ohr erreicht hatte. Sie lauschte ohne sich zu rühren, anscheinend ganz ruhig, aber ihr Körper zitterte leise, ihre zarten Hände klammerten sich fest an die Brüstung, und ihre dunklen Augen weiteten sich mit einem Ausdruck grenzenloser, schmerzlicher Sehnsucht. Ja, alle Sehnsucht, die in ihrer Seele geschlummert hatte, erwachte und schüttelte ungestüm die Schwingen bei diesem Liede, das wie eine lockende Kunde von dem schönen, bunten, traurigen, herrlichen Leben in ihrer Einsamkeit drang, und brennend riß der Schmerz an ihrem Herzen, daß sie mit all' ihrer Jugend und Unmut hier angefettet war, weltabgeschlossen und einsam und das Leben an sich vorbeirinnen sah, Stunde um Stunde, Tag um Tag, lautlos und gleichförmig wie Sandkörner aus einem Stundenglase.

Das Lied verklang, leiser ward es und leiser. Die junge Gestalt aber bog sich weit vor, so daß die Sonne voll auf dem blonden Haar lag, und streckte die Arme, die Hände aus, als wollte sie die fliehenden Töne festhalten. Jetzt kam der letzte wie ein verwehtes Blumenblatt zu ihr geslattert — und jetzt war es wieder still; nur die stummen Rosen dufteten, und die Sonne leuchtete stumm auf sie nieder. Nun stieg auch das Mädchen stumm und langsam den Garten hinab. —

Eine Klingel ertönte; die alte Frau war erwacht und verlangte nach ihrer jungen Pflegerin. Doch die kam heute nicht, hörte das wohlbekanntes Zeichen nicht. Sie war im Garten vor einer der Bänke niedergesunken, den Oberkörper drüber hingeworfen, das Gesicht auf den Armen und weinte, weinte, wie sie in ihrem Leben noch nie geweint hatte. Der Rosenstrauch neben ihr neigte tröstend all seine dunkelroten Blüten zu ihr hin und überfüllte sie mit Duft. Die Sonne aber leuchtete klar und ruhig wie zuvor, ungerührt, leidlos und göttlich.

Franz Hirtler / Die Drei Pfeiler. Sonette.

Der Heimatseele Haus.

Mit Bildwerk und mit Bierat ragt ins Blaue
des alemannischen Geistes Tempelhalle,
der Heimatseele Haus, in dem wir alle
zukammentreten aus dem ganzen Gaus.

Noch immer wächst das Werk. Mit hellem Schalle
grüßt mich der Meißelchlag am stolzen Baue,
und wie ich auf zum hohen Giebel schaue,
seh ich drei Pfeiler stehen: edelste Kristalle!

In reinster Formung spenden Meisterhände
durch Bild und Wort und Klang so reiche Gaben,
daß ich auf weiter Fahrt nichts Gleiches fände:

Mit Heimatduft will uns der Maler laben,
der Dichter spricht: seid stark zur Bettenwendel
In Tönen wird die Endlichkeit begraben.

Der Heimatsucher-Dichter. (Hermann Burte)

Nach weiter Fahrt fand er zum Heimatlande
den Weg zurück. Dort sprang aus tiefem Sinnen
mit Kraft und Wohlklang hohes Kunstbeginnen:
der ewge Deutsche, der den Bogen spannte!

Ein blonder Rede steht auf unsern Bänken.
Mit Unmut angefüllt ist bis zum Rande
sein stolzes Herz. Daß er die Freyer kannte
aus seiner Heimat: schweres Sieggewinnen!

Noch tobt der Kampf. Die Zeit ist aus dem Reime:
Der Dichter und sein Volk in heißem Ringen!
Mit Galle kommt er und mit Honigschme!

Und unter seinem Rasen, seinem Singen
enthalten sich der dunkeln Zukunft Reime.
Die Hoffnung steigt: der Kraft wird es gelingen!

Der Maler der Heimatluft.

(Gaus Lemcke)

Was Alle sehn, hat mit dem schwarzen Rasten
der Lichtbildmacher leidlich festgehalten.
Was Keiner sah, vermaß sich zu gestalten
mit rascher Hand und ohne langes Tasten
der Maler, der die wohlbekanntten, alten
Gesichte uns bei gnadenvollem Rasten
im Wilde hinwarf, daß wir nicht mehr hasten,
wo solche Heimataugenzauber wasten:

Wie dünne Luft die Ferne mild verschleiert,
der Hügelhänge zärtliche Bewegung,
und wie die Erde festlich Abend feiert,

Bewundern wir in heißer Herzensregung!
Ein Lorenwort: Heimat sei abgeleiert,
erfährt in kühnen Bildern letzte Widerlegung!

Die klingende Heimatseele.

(Franz Philipp)

Die Orgel tönt. Ein Dom wächst aus Akkorden.
Die Heimatseele schwebt im weiten Raum.
Ihr Lied erklingt, und wie in sel'gem Traum
wird offenbar, was unsogbar mit Worten.

Alltägliches zergeht wie leichter Schaum.
Zum Ewigen geöffnet sind die Pforten:
Kyrie eleison! Gotteshaus geworden
ist nun die Heimat. Du begreifst es kaum.

Die himmelsnahe Seele braunt in hohen Liedern,
verklärt sind dieses Daseins holde Gaben,
und all die Suchenden und gläubig Biedern
wird immerdar Gewißheit tröstlich laben:
Mit uns ist Gott! So, frei von allem Niedern,
hat nun Musik die Endlichkeit begraben.